Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Wochenschau.

Pariser Botschaften. — Als man im Englischen Parlamente über die Apanage des Gemahls der Königin Victoria verhandelte, kündigte ein Spaßvogel im Charivari an, daß er das hohe Amt billiger und nicht schlechter bekleiden wolle. Was wir jetzt hier erleben, ist etwas Aehnliches. Wir wußten von unserm eigenen Reichthume Nichts, wir glaubten auf Befehl der reactionairen Journale in Verlegenheit sein zu müssen, einen Präsidenten zu finden, und siehe da, wir können keine drei Schritte mehr thun, ohne einem Präsidenten en herbe zu begegnen. Wenn man die Pflichten und Fähigkeiten eines Präsidenten nach Dem beurtheilt, was Louis Bonaparte geleistet hat, muß man die Zuversicht, mit der die Concurrenten auftreten, in der That begreiflich finden. Das treffen wir am Ende auch, meinen die guten Leute, und so sehen wir die buntesten Gestalten an uns vorüberziehen, wie in den Schattenbildern einer Laterna Magica. Herr von Girardin empfahl uns zuerst einen Arbeiter, die Blouse eröffnete den Reigen der Brautbewerber. Jetzt haben wir seit längerer Zeit keine Nachricht von dem Candidaten des „bienêtre universel" erhalten, dafür vertreiben wir uns die Langeweile des Prorogationsintermezzo durch das Spiel mit andern Candidaten. Die Orleanisten meinen es ganz ernst mit dem Prinzen von Joinville. Herr Roger (du Nord) erklärt, daß er zwar keinerlei Mission von dem Prinzen der Familie Orleans erhalten, daß er aber aus dem Umgange mit den Mitgliedern dieser Familie die Ueberzeugung geschöpft habe, der Prinz von Joinville werde zu Allem bereit sein, was Frankreich von ihm verlangen könnte. Sie sehen, die erhabene Resignation Louis Bonaparte's ist nicht ohne Wirkung gewesen, das Beispiel findet begeisterte Nachahmer. Das Journal des Débats ist am Meisten in Verlegenheit, da es schon im Begriffe stand, für's Elysée in die Schranken zu treten. Herr Armand Bertin hilft sich als gewandter Diplomat, und stellt sich taub. Er hört Nichts von alle Dem, was um ihn vorgeht. Er sieht blos den „unzeitigen" Lärm, den seine Freunde machen. Dieser schadet nur, und so lange die Prinzen sich nicht in höchst eigener Person erklären, will der Moniteur der Julidynastie Nichts von einer solchen Candidatur wissen. Vorsichtig, wie die Débats immer sind, rücken sie zwar noch nicht ganz mit der Sprache heraus, sie gestehen noch nicht ein, daß sie mit ihrem Meister Guizot, dem Propheten der Fusion, und dem Gros des legitimistischen Heeres zum Elysée übergehen, sie sprechen vor der Hand blos für die Revision. Den Staatsmännern der Débats handelt es sich nichts blos um die Veränderung des §. 45 — sie wollen die ganze Verfassung umgearbeitet wissen, erst die Institutionen, wie sie sagen, dann die Namen, dann die Dynastien. Wie diese totale Revision durchzusetzen sei, und wie man ihr namentlich den prolongirenden Charakter benehmen könnte, darüber schweigen die Débats. Der Constitutionnel, der seit der Candidatur des Prinzen von Joinville den Schlaf verloren, ist expeditiver als die Débats; er erklärt, daß das Gesetz vom 31. Mai eben so gut durch den Volkswillen umgestürzt werden könnte, als die Verfassung. Auf die Legislative kommt es in beiden Fällen nicht an. Das Hauptblatt des Elysée verkündigt die Revolution à coup de Bulletins. Es insurgirt sich gegen Alles, was der Wiedererwählung Louis Bonaparte's drohen könnte. Aus dieser Thatsache erhellt zuvörderst, was das Gesetz, die Verfassung von der Regierung zu erwarten haben. Diese will nicht ehrlich vor die

Legislative hintreten und die Aufhebung jener verhaßten Maßregel beantragen, das könnte die legitimistischen Gevattern und die reactionairen Freunde verdrießen, aber sie sagt, zerbrecht Euch nicht lange den Kopf, 1852 mag Jeder stimmen, der Tisch ist für Alle gedeckt. Dieses Verhalten der Regierungspartei beweist aber zugleich, was wir schon zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß wir auf das Unerwartete gefaßt sein müssen, und daß selbst Louis Bonaparte heute noch nicht wisse, was er morgen thun werde.

Doch kehren wir wieder zu unsern Candidaten zurück. Derjenige Theil der Legitimisten, welcher es mit seiner Fahne ehrlich meint und nicht recht begreifen kann, was die Legitimität im Elysée zu gewinnen habe, sieht sich auch nach einem Candidaten um. Die Gazette de France für ihre Person hat ihren Mann gefunden, und proclamirt den Herrn von Larochejaquelein zum Präsidenten der Republik. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Candidatur vor der Hand außerhalb der Redactionszimmer der Gazette viele Chancen habe. Ein anderes Wundererzeugniß unsrer phantasiereichen Präsidentenadepten ist die Candidatur des Erzbischofs von Paris. Dieser ist bekannt als Gegner der ultramontanen Partei, als gemäßigter Republikaner, und es war in gewissen republikanischen Cirkeln in der That die Rede davon, es mit dieser Extravaganz zu versuchen, da eine solche in Frankreich immer gewisse Aussichten auf Erfolg hätte. Die kleine Geistlichkeit würde das Landvolk bearbeiten, und nachdem ein Soldat, ein Prinz an der Spitze des Landes gestanden hat, müßte man es mit einem Pfaffen wagen. Die hiesigen Journale sprechen natürlich fast gar nicht von dieser Candidatur, und sie scheint nicht geeignet, ernste Folgen haben zu wollen. General Cavaignac ist noch immer auf der Liste, obgleich er selber gesonnen sein soll, zu Gunsten Carnot's abzudanken, wenn alle republikanischen Fractionen sich in dieser Candidatur vereinigten. Doch auch hierüber ist noch gar Nichts bestimmt, und die Regierung fühlt sich durch diese ungewohnte Zurückhaltung der Republikaner nicht wenig betroffen. — Uebrigens leben wir in Saus und Braus. Jeder Tag bringt neue Vergnügungen und jeder Tag wohlfeilere Freuden. Bisher glaubte man, funfzehn Franken genügen kaum, um eine Woche kümmerlich zu leben, und nun kommt ein Speculant, ein finanzielles Genie, ein Herr Adolph Rion, und trägt uns um tausend Franken Vergnügen für drei Fünffrankenstücke an. Einen ganzen Monat hindurch sollen wir aus dem Freudenrausche nicht herauskommen und das Alles für funfzig Centimes täglich. Worin der Jux für das Publicum — nicht für Herrn Rion — bestehen werde, wissen wir eigentlich noch nicht, denn außer den Theatern, die zusammen genommen keine 20,000 Menschen fassen, wird uns 200,000 Freudenjägern kein erhebliches Versprechen gemacht. Die Mabille, Chateaurouge, Arnière u. s. w. sind keine Treffer, auch wenn man sie um funfzig Centimes ansehen kann. Wie man sonst 100,000 Menschen täglich im Werthe von 33½ Franken unterhalten will, begreifen wir noch weniger. — Eine Schwester von Thiers, eine Madame Ripert, versteht das Annoncenwesen noch besser als Herr Rion. Diese ließ lange Zeit hindurch Visitenkarten vertheilen, auf denen zu lesen war: „Madame Ripert, Schwester des Herrn Thiers, ehemaligen Ministerpräsidenten, hat eine table d'hôte, Frühstück 1 Fr. 50 C., Mittagessen 3 Fr., Damen 2 Fr. 50 C." Jetzt glaubte die gute Frau, sich nicht mehr damit begnügen zu dürfen, und ließ sich Anschlagezettel machen, in denen sie ihre table d'hôte ganz mit denselben Worten ankündigt. Diese sonderbare Annonce konnte man jeden Tag auf dem Boulevard des Italiens lesen, ohne daß die Polizei dagegen ein-

schritt. Herr Thiers sollte es fühlen, daß er sich von der Regierung abgewandt. Erst als Herr Carlier erfuhr, wie diese unverantwortliche Ankündigung allgemeine Entrüstung hervorrief, entschloß er sich, dieselbe herunterreißen zu lassen. In der rue barre de rempart kann man sie übrigens noch sehen. Diese Familienrache wird noch dadurch boshafter, daß den Damen eine Preisvergünstigung zugesagt wird, indem dadurch manche Vermuthung rege werden muß. Ich bin kein Freund von Thiers, aber Alle, die ihn genau kennen, stimmen darin überein, daß er ein sehr freigebiger und für seine Familie und Freunde opferbereiter Mann sei. Seine Schwester mag daher solche Ansprüche an ihn machen, denen er mit dem besten Willen nicht genügen kann. — Neben der table d'hôte von Thiers' Schwester beschäftigt die geistreiche table d'hôte der vierzig offiziellen Genies unsre Aufmerksamkeit. Man glaubt, es werde diesmal zur Abwechslung Herr Falloux oder Herr Berryer des jüngst verstorbenen Dupaty Platz einnehmen. Die Schriftsteller, die sich darum bewerben, haben wenig Aussichten, weder Musset, noch Ponsard, weder Philarète Chasles, noch irgend einer der als Candidaten auftretenden Dichter dürfen sich Illusionen machen. Unter Montalembert nimmt sich Berryer auch besser aus, als dies bei Musset der Fall wäre. Louis Bonaparte hat seinen akademischen Ehrgeiz glücklicher Weise zum Schweigen gebracht, denn sonst würden die Höflinge gezwungen sein, einen socialistischen Schriftsteller in ihre Mitte aufzunehmen.

Schattenseiten der neuesten Reformen in der innern Organisation des Preußischen Postinstituts. — Aus der Provinz Sachsen. Seit einer Reihe von Jahren ist die Preußische Postverwaltung mit anerkennungswerthem Eifer darauf bedacht gewesen, das Postinstitut zu dem Grade der Vollkommenheit zu führen, daß es mit den Wünschen und Interessen des correspondirenden und reisenden Publicums gleichen Schritt zu halten fähig sei. Die Presse hat das von Preußen lang erstrebte Ziel einer Einigung auf dem Gebiete der postalischen Gesetzgebung, der Einführung niedriger und möglichst gleichmäßiger Portosätze, eines möglichst billigen Bezuges von Zeitschriften, ohne Scheu vor pecuniairen Opfern, jeder Zeit nach Kräften unterstützt. Zweckmäßige und anständige Transportmittel, eine möglichst beschleunigte und zugleich gesicherte Beförderung der anvertrauten Correspondenzen wie Paketsendungen, die Einführung der Francomarken, die Einrichtung fliegender Postbureau's auf den Eisenbahnen, alles Dies sind Reformen, die das Publicum mit Dank anerkennt, und welche dem Preußischen Postinstitut einen guten Klang auf dem Continente erworben haben. Wie steht es aber mit den Resultaten der großen Reformen, die seit dem 1. Januar 1850 in der innern Organisation des Preußischen Postinstituts eingetreten sind?

Die Reformen begannen mit Auflösung des bisher bestandenen Generalpostamts in Berlin und Einsetzung von Oberpostdirectionen in den Städten, die zugleich Sitze königlicher Regierungen sind. In Berlin blieb eine Centralbehörde, Generalpostamt genannt, zurück, und bildet eine Abtheilung des Handelsministeriums. Zwei Generalinspectoren, die zugleich Räthe des Collegiums sind, beaufsichtigen die sämmtlichen Oberpostdirectionen. Die Motive zu dieser Umgestaltung lagen größtentheils in der Erzielung eines beschleunigten Geschäftsganges, einer strengern Beaufsichtigung und Ueberwachung des Provinzial-Postbeamten-Personals, wie auch in Ersparnissen an den laufenden Verwaltungsausgaben, nach Bestreitung der ersten Einrichtungskosten. Dem zu

Folge wurden die Ressorts der bisher bestandenen Postämter aufgehoben, und jede Postanstalt, ganz abgesehen von ihrem Geschäftsumfange, in Kassen- wie Verwaltungssachen direct der betreffenden Oberpostdirection untergeordnet. Die einjährige Wirksamkeit der Oberpostdirectionen liefert ein durchaus unbefriedigendes Resultat. Die Vielschreiberei hat sich weit eher vermehrt, als vermindert, und zwar trotz der beabsichtigten mündlichen Einwirkung durch die Aufsichtsbeamten, die Postinspectoren und Postkassencontroleure. Eine raschere Erledigung der eingehenden Sachen ist auch nicht erreicht worden, da die Oberpostdirectionen, in Folge der geringen Selbstständigkeit der Vorsteher der kleinern Postanstalten, mit einer übermäßigen Anzahl von Anfragen überhäuft werden, und dabei mit einem zu geringen Beamtenpersonal ausgestattet sind; wozu noch der wesentliche Nachtheil kommt, daß in allen wichtigern Angelegenheiten die erforderlichen Instructionen von Berlin eingeholt werden müssen. Was den Finanzpunkt angeht, so ist der Anschlag für die Unterhaltung der Oberpostdirectionen großentheils überschritten worden, und wenn auch hinsichtlich der Beaufsichtigung der Beamten das erstrebte Ziel mag erreicht worden sein, so sind doch auch auf diesem Felde durch persönliche Vorurtheile Mißgriffe und Härten mancher Art zum Vorschein gekommen. Die innere Organisation der Oberpostdirectionen ist eine Bureauverfassung; der dem Oberpostdirector zur Seite stehende Postrath hat eine sehr geringe Selbstständigkeit, und erscheint eigentlich nur als das Organ des Oberpostdirectors zur Aufrechthaltung der innern Ordnung im Dienstbetriebe der Direction. Diese Bureauverfassung bleibt jedoch stets einseitig, denn fast mit jedem neuen Oberpostdirector, resp. Postrathe wechseln die Ansichten, und deshalb verdient eine collegialische Besetzung der Mittelbehörden, trotz des größern Kostenaufwandes, schlechterdings den Vorzug. Die Einrichtung der Oberpostdirectionen in der jetzigen Verfassung kann also mit Recht als eine, nach allen Seiten hin verfehlte bezeichnet werden. Es wäre im höchsten Grade ungerecht, wollte man dieserhalb den einzelnen Beamten irgend eine Schuld beimessen; dieselben haben im Gegentheil während des einjährigen Bestehens der Directionen mit unermüdetem Eifer und voller Hingebung ihrer Kräfte gearbeitet, und dürfte ihnen für die Länge der Zeit eine gleiche Anstrengung nicht zugemuthet werden können. Durch Heranziehung von Hilfsarbeitern müssen die Kosten jedoch noch beträchtlicher werden, und doch müssen die Arbeiten erledigt und dürfen bedeutende Reste nicht geduldet werden. Wie half sich nun, bei der einmal beschlossenen Umgestaltung, die Centralverwaltung, um wenigstens in finanzieller Beziehung ein möglichst günstiges Resultat zu erzielen? Sie wählte unter verschiedenen Auskunftsmitteln gerade das trostloseste, sie schnitt sich ins eigene Fleisch, und setzte dadurch, daß sie eine Ersparung in der Besetzung der Localpostanstalten für das beste Mittel zum Zwecke hielt, den Ruf des Instituts aufs Spiel. Ohne Bedenken schritt man dazu, nicht nur die Localpostanstalten (etwa durch Einziehung von Beamtenstellen) mit Arbeit zu überladen, man besetzte auch diese an und für sich verringerten Stellen mit Individuen von geringer geistiger Capacität.

Ein großer Theil der früher bestandenen mittleren und kleineren Postämter wie Postverwaltungen wurde zu Expeditionen 1. und 2. Klasse gemacht, und statt der hier früher beschäftigten, wissenschaftlich und praktisch gebildeten Beamten schuf man eine neue Beamtenkategorie — Postexpedienten genannt, die theils zu Vorsteherstellen von Expeditionen 1. Klasse, theils zu früheren Secretairstellen auf den Postämtern verwendet werden. Diese Beamten stellt der Oberpostdirector auf dreimonatliche Kündigung

ohne Pensionsberechtigung an. Gebildete junge Männer dürften zu einer derartigen Carrière nicht leicht gefunden werden; indeß der Militairstaat Preußen wußte sich zu helfen. Die Unterofficiere von neunjähriger Dienstzeit wurden jetzt, wie einst zu den Schulmeisterstellen, hauptsächlich zu diesen Aemtern ausersehen, und durch möglichst geringe Anforderungen an ihre Schulkenntnisse in die Lage versetzt, die gesetzlich geforderte Prüfung bestehen zu können. Die wissenschaftliche Ausbildung dieser treuen Stützen ist natürlich im höchsten Grade mangelhaft, und gewährt nicht die geringste Garantie für eine richtige Auffassung ihrer Stellung. Die Eigenthümlichkeit der Postdienstgeschäfte gestattet keine vollständige Trennung der mechanischen Arbeiten von denen, die geistige Capacität erfordern; von einer sogenannten Arbeitstheilung, wie sie in großen Fabriken zulässig und zweckmäßig erscheint, kann in der Postverwaltung gar keine Rede sein, worüber es wol einer weitern Ausführung nicht bedarf. Beamte von einem so geringen Bildungsgrade, wie die oben bezeichneten, können den Anforderungen des Publicums in keiner Weise entsprechen; sie sind eine Last theils für die mit ihnen zusammengewürfelten Beamten von wissenschaftlicher Bildung, theils für das Publicum, welches mit ihnen als Vorstehern einer Postanstalt oder sonst dienstlich in Verkehr tritt. Man kann sich deshalb durchaus nicht wundern, daß das Publicum eben nicht günstigen Ansichten über den Bildungsgrad der Preußischen Postbeamten Raum giebt, und daß die gesellschaftliche Stellung derselben, bei dem Vergleiche zwischen Sonst und Jetzt, unwillkürlich leidet. Es ist dies eine Rücksicht, welche die Centralbehörde ihren Beamten schuldig ist, und welche dieselben mit Fug und Recht erwarten können und dürfen, wenn sie sich mit der, schon an und für sich so beschwerlichen und dürftig besoldeten Amtsstellung aussöhnen sollen. Die wissenschaftlich gebildeten Posteleven, die auf das Avancement zum Postsecretair, Postmeister u. s. w. dienen, müssen allen Muth verlieren, wenn sie, bei den schon früher traurigen Aussichten auf Beförderung, durch Einziehung einer Anzahl von Secretairstellen und Einrangirung von Postexpedienten (nach dem neuen Zuschnitte) eine einigermaßen gesicherte Stellung in nebelgraue Ferne hinausgerückt sehen, während die Anforderungen an ihre Kräfte mit jedem Tage gesteigert werden. Ihre Befähigung zum zweiten höhern Staatsexamen (ebenfalls eine Neuerung von 1850) und die damit möglicher Weise verknüpfte Aussicht auf einen selbstständigern Wirkungskreis ist ein sehr schwacher Magnet, der auf die Reihe von Jahren bedeutend an Anziehungskraft verlieren muß. Die Niedergeschlagenheit, ja fast Muthlosigkeit unter dem gebildeten Subalternbeamtenstande des Preußischen Postinstituts ist daher eine so große, daß es Pflicht der Presse wird, diesen Zustand öffentlich zu besprechen, und ohne Rückhalt und Schonung die Mängel aufzudecken. In manchem andern Verwaltungszweige des Staates dürften ähnliche Mißgriffe von geringerer Bedeutung für das Publicum sein, allein bei der Postverwaltung, wo das Interesse des Einzelnen wie ganzer Corporationen in Frage kommt, steht dem Publicum die gerechte Anforderung zu, daß der bisher bestandene Bildungsgrad der Beamten in keinem Falle verringert werde; das Publicum kann ferner fordern, mit selbstständigen Beamten zu verkehren, nicht aber mit maschinenmäßigen Individuen, die zu blindem Gehorsam abgerichtet sind.

Nieritz, Deutscher Volkskalender für 1852. Leipzig, G. Wigand. — Das Büchlein zeichnet sich durch ein Paar sehr hübsche Holzschnitte und durch eine vortreffliche Erzählung aus. Die Erzählung heißt: Der Besenbinder von Rycheswyl, und

ist von Jeremias Gotthelf. Sie sticht sehr wesentlich gegen die folgenden ab, die zwar auch den Volkston anschlagen, aber nur in der Art, wie man eine Modesache treibt. In Tromlitz' Zeit waren die glänzenden Harnische der Pappenheimer Cuirassiere und die goldgestickten Hofgewänder der schönen Damen vom Hofe Katharina's von Medici Mode; heut zu Tage sind es die Mieder und die Holzschuhe derber Bäuerinnen. Das wechselt von Tage zu Tage. Hat doch Clauren seiner Zeit mit seiner Mimili großes Glück gemacht. — Mit großer Freude habe ich gesehen, wie Jeremias Gotthelf sich auch im Auslande Anerkennung verschafft. Das neueste Heft der Revue des deux mondes enthält einen längern Aufsatz von Taillandier, in welchem der Schweizer Volksdichter mit gebührender Anerkennung besprochen wird. Der Referent scheint sogar wirklich die einzelnen Sachen gelesen zu haben, wenigstens giebt er den Inhalt ziemlich ausführlich an. Es ist das kein kleines Verdienst, denn für einen Franzosen muß der Schweizerische Dialekt, der uns selber schon unendliche Schwierigkeiten bereitet, in vielen Fällen geradezu unverständlich sein. Freilich legt der Vorkämpfer der Französischen Reaction das Hauptgewicht seiner Anerkennung auf eine Seite, die uns wenigstens in dieser Form nicht eben so erfreulich ist, nämlich auf die Bekämpfung der verruchten Hegelianer, die, wenn man Taillandier glauben wollte, in ungeheuren Schaaren die Schweiz überströmen und alle Gottesfurcht, alle Tugend und Sittlichkeit untergraben. Dafür wird auf einen andern Vorzug Gotthelf's, auf die wunderbare Lebendigkeit seiner Gestalten, und auf seinen unerschöpflichen Humor fast gar nicht hingedeutet, und wenn man ihn nur aus dieser Recension kennen lernen wollte, so würde man ihn sich ungefähr vorstellen, wie einen etwas ausgeführteren Bernardin de St. Pierre, oder wenn wir ein kleineres Licht heranziehen wollen, wie den Verfasser der „Ostereier"; man würde wenigstens keine Ahnung davon haben, daß Gotthelf im Stande wäre, eine Schilderung zu erfinden, wie den Schluß der vorher angeführten Novelle, auf den ich hier eingehe, weil sich in ihm der Hauptvorzug Gotthelf's vor den meisten Deutschen Schriftstellern ausspricht, daß er nämlich in jedem Augenblicke, in jeder noch so verwickelten Lage deutlich und sicher weiß, wie ein verständiger Mensch empfinden und sich benehmen muß. Der Held der Geschichte nämlich, der Besenbinder, der mit seiner vortrefflichen Frau von der größten Armuth sich durch Fleiß, Wohlwollen und Verstand zu einem gewissen Wohlstand und sogar zu einer gesellschaftlichen Stellung aufgeschwungen hat, macht eine unerwartete große Erbschaft. „Als er als ein reicher Mann heimkam, weinte seine Frau gar mörderlich und himmelschreiend. Er mußte mehrmal fragen: Was hat's gegeben? Ist ein Unglück geschehen? — Jetzt, sagte endlich die Frau, die, je seltener sie weinte, um so schwerer zu sich selber kam, jetzt wirst mich verachten, da Du so reich bist, und denken, hättest nur eine Andre. Ich that, was wir möglich war, aber jetzt bin ich Nichts mehr, ein alter Kratten. O, wenn ich doch schon unter der Erde wäre! — Da setzte sich Hansli auf den Vorstuhl und sagte: Hör', Frau, Du weißt, fast dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das Eine wollte, wollte das Andre auch. Geprügelt habe ich Dich nie, ja die bösen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt, jetzt, Frau, fang' mir nicht an, wüst zu thun und ein Neues anzufangen, es soll zwischen uns beim Alten bleiben. Das kann ich Dir sagen, und das soll fest sein, wie ein Wort aus der Bibel, daß, sobald Du mir noch einmal davon anfängst, mit Heulen und ohne Heulen, so prügele ich Dich mit einem neuen Seil, daß man Dich am Bodensee kann schreien hören. Dabei bleibt's, jetzt mach', was Du willst! —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das lautete sehr bestimmt, bestimmter als der Briefwechsel zwischen Preußen und Oestreich. Die Frau wußte, woran sie war, sie kannte Hansli, sie wärmte dieses Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim Alten." — So benimmt sich der wirkliche, verständige Bauer bei passender Gelegenheit, freilich nicht der Bauer des Melodrams und der Geßner'schen Idylle.

Um noch einmal auf Taillandier zurückzukommen. Es ist sehr schade, daß der Französische Kritiker, dessen guter Wille, den verschiedenen Seiten der Deutschen Literatur gerecht zu werden, volle Anerkennung verdient, in vieler Beziehung so abhängig ist von den in Paris sich aufhaltenden Deutschen, die nicht immer die geeignetsten sind, ihn über die Bedeutung des einen oder des andern Versuchs aufzuklären. Dazu kommt die Neigung der Franzosen, jede literarische Richtung zu „Schulen" abzurunden. Was in der Form einer Schule oder einer Coterie auftritt, wird ihnen zuerst imponiren. Daher die Ueberschätzung des Einflusses, den er dem „jungen Deutschland" (eine Kategorie, die heut zu Tage kaum noch etwas bedeuten will) und den Hegelianern zuschreibt; daher sein Aufspüren von Absicht und Plan, wo nur ein dunkler Instinct sich geltend macht. — Im Einzelnen hat er zuweilen die vortrefflichsten Einfälle. So kommt er in seinem Aufsatz über Gotthelf auf die Stellung zu sprechen, welche in der vieille Allemagne idyllische Gestalten, wie der „ehrwürdige Pfarrer von Grünau" hatten, und bringt damit ein Heinesches Gedicht, „das Pfarrhaus" in Verbindung, ein scheußliches Gemälde, wo nach dem Tode des Vaters die Töchter über schlechten Romanen gähnen und sich nach Liebhabern sehnen, der Sohn blasphemirt u. s. w., bis zuletzt das Gespenst des Vaters mit knöchernen Fingern an das Fenster klopft. Taillandier zeigt, wie der Dichter eine Art von teuflischer Freude daran findet, daß jene reinen Schöpfungen der alten Deutschen Poesie verschwinden. Es ist das in der That der geheime Sinn jenes Gedichts, welches sonst keine Pointe hätte. — Nur dürfte der Deutschen Poesie nicht durch eine Wiederaufnahme jener unschuldigen Erfindungen zu helfen sein, und was Gotthelf giebt, ist in der That auch etwas ganz Anderes als Voß, Hebel, Jean Paul, Pestalozzi; es ist der üppig quellende Lebensmuth, der um so breiter und fruchtbarer strömt, je mehr er sich einzuengen scheint.

Illustrirtes Familienbuch für Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgeben vom Oestreichischen Lloyd. Eine literarisch-artistische Monatsschrift. Triest; in Leipzig bei Hübner. — Die Taschenbücher, die man sonst im kleinsten Duodez zu finden gewohnt war, nehmen jetzt immer größere Gravität an. Das gegenwärtige Familienbuch, welches nichts Anderes ist, als was man früher unter „Taschenbuch" verstand, erscheint in großem Quart. Es tritt jährlich in 12 Heften vor das Publicum, fügt zu jedem Heft drei artistische Beilagen in Stahlstich hinzu, und kostet das Heft 10 Silbergroschen. Die Redaction giebt sich große Mühe, für den novellistischen Theil, der die Hauptsache sein soll, passende Beiträge zu gewinnen. Sie hat zu diesem Zweck für die beiden besten Novellen, welche ihr bis Ende September dieses Jahres zugesandt werden, Preise ausgesetzt, und zwar außer dem üblichen Honorar von 40 Fl. C.-M. p. Bogen einen von 30 Ducaten in Gold und einen zweiten von 20 Ducaten. Als Preisrichter sind die Herren Grillparzer, Hebbel und Herrmannsthal aufgestellt; allein die Redaction behält sich vor, auch diejenigen der eingesendeten Novellen aufzunehmen, die ihr sonst geeignet erscheinen. — Das Bedürfniß einer solchen Sammlung, in welcher unsre zahl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichen Belletristen ihre Erzeugnisse leichter anbringen können, als bei den renitenten Buchhändlern, ist in der That vorhanden, und da das Familienbuch bereits einige namhafte Schriftsteller gewonnen hat, z. B. Laube, Bauernfeld, Grillparzer, Mosenthal, Halm, Hebbel u. s. w., so ist ihm ein günstiger Fortgang wol vorauszusagen und zu wünschen. Was den Werth der bisherigen Leistungen betrifft, so können wir nur über einige Hefte urtheilen. In dem einen ist z. B. der Anfang eines größern Romans von Heinrich Laube, der ersten belletristischen Arbeit, mit der Dieser seit längerer Zeit vor das Publicum tritt. Die Ueberschrift heißt: Die Böhminger (ob sie der ganzen Novelle gelten soll, ist nicht gesagt worden), und sie beschäftigt sich mit dem Kleinleben der Schlesischen Provinzialstädte in der ersten Zeit Friedrichs des Großen. Der Dichter ist also damit in die historische Genremalerei eingetreten, gewissermaßen in die Dorfgeschichten, und zwar nicht ohne Glück, obgleich sich natürlich ein vollständiges Urtheil aus dieser Probe noch nicht abstrahiren läßt. — Außerdem finden wir noch ein neues Drama von Mosenthal: Der Dorflehrer, dramatisches Seelengemälde in einem Aufzuge, aus dem wir aber für die dramatische Befähigung des Dichters noch viel ungünstigere Resultate ziehen müssen, als wir aus seinen drei größern Stücken, über die wir nur aus der Anschauung, nicht aus der Lecture urtheilen konnten, gewonnen haben. Es herrscht eine wahrhaft erschreckende Leere darin. Die komischen, naiven und rührenden Personen sind so vollständig Kotzebue, daß wir uns ins Jahr 1800 zurückversetzt glauben müßten, wenn nicht eine schwäbelnde Dienstmagd uns an die Lorle erinnerte. — Wir wollen übrigens dem Familienbuch damit gar keinen Vorwurf machen, daß es dieses Drama aufgenommen hat, denn es ist billig, auch den schwächern Producten unsrer jüngern Muse einen Raum zu verstatten, um sie nur überhaupt zur Entwickelung zu treiben. — Der kritische Theil des Familienbuchs ist mehr als schwach, und könnte füglich wegbleiben. Dagegen sind die kalenderartigen Notizen zum Theil ganz verständig ausgewählt. Die Stiche sind von sehr verschiedenem Werth, doch dürften einige darunter zu loben sein.

Dramaturgische Miscellen. — Seit seiner Wiedereröffnung beeifert sich das Leipziger Theater, uns classische Stücke vorzuführen. Wir haben kurz hinter einander Goethe's Egmont, Schiller's Don Carlos und Wilhem Tell gehabt. Wenn es auf der einen Seite zu billigen ist, daß man auf die Musterwerke unsrer ältern Dichter wenigstens von Zeit zu Zeit zurückgeht, so ist diese Billigung doch nur mit Einschränkungen auszusprechen. Einmal erfordert jedes dieser Stücke ein specielles Studium; mit der bloßen Routine ist in ihnen Nichts auszurichten, am Wenigsten bei unsern jetzigen Bühnen, deren Kräfte auch bei der gewissenhaftesten Anstrengung der Regie in der Regel nicht ausreichen, ein solches Stück so zu besetzen, wie es besetzt werden muß, wenn es nicht eine Verhöhnung gegen den Dichter und gegen das Publicum sein soll. Jene Stücke erfordern in der Regel eine ganze Reihe guter Schauspieler. Der erste Held und der erste Bösewicht, so wie eine oder zwei Liebhaberinnen machen in der Regel ihre Sache wenigstens so weit gut, daß keine zu arge Carricatur daraus wird. Aber bei Schiller und Goethe darf auch keine Nebenfigur eine Carricatur werden. Solche Charaktere, wie Rudenz, oder wie Alba's Sohn, werden in der Regel so dargestellt, daß man sich in eine Posse versetzt glaubt, in welcher den zweiten Liebhaber plötzlich ein Anflug von halbtoller Sentimentalität erfaßt hat. Dem kann nur dadurch einigermaßen abgeholfen werden, daß solche Schauspieler geradezu dressirt werden. Dazu

reicht aber eine Woche nicht aus, sondern eine gewissenhafte, täglich fortgesetzte Uebung von wenigstens einem Monat. Wenn also nicht eine Gesellschaft vorhanden ist, in der jedes Mitglied vollständig seinem Platz entspricht, so darf man classische Stücke nur sehr selten aufführen. Die Schauspieler wie das Publicum müssen sich auf eine solche Aufführung wie auf einen Feiertag vorbereiten, und alle jene Pietät und Andacht mit hineinbringen, die man dem Genius schuldig ist. Wenn man dagegen so leichtsinnig damit umgeht, daß man einem jungen Komödianten von gefälligem Aussehen, der sonst in der Regel die Bonvivants spielt, der aber ein gutes Gedächtniß hat, die Rolle eines Schiller'schen Helden einen, zwei oder drei Tage vor der Aufführung zuschickt, und ihm dann überläßt, daraus zu machen, was seine Inspiration oder die Reminiscenz an Benedix oder Deinhardstein ihm eingiebt, so kann die Kritik nicht ernst genug gegen eine solche Versündigung an unsern großen Namen eifern. Auch der gute Schauspieler, der darstellendes Talent, Verstand und Bildung mitbringt, hat ein ernsthaftes Nachdenken und ein hingebendes Studium nöthig, um Das, was er in jenen Gedichten liest, zur Gestaltung zu bringen, während er bei unsern gewöhnlichen Lustspielen oder gar historischen Stücken bei einiger Uebung und Gewandtheit leicht das Richtige und Angemessene trifft.

Es kommt noch ein zweiter Umstand dazu, der uns lehren muß, daß wir in der häufigen Darstellung classischer Stücke kein Heil für die Bühne suchen dürfen. Unsre Dichtung ist leider von der Art, daß man sich bei jedem einzelnen Werk in einen neuen Styl und in eine neue Haltung hineinstudiren muß. Die Spanier, die Franzosen und die Engländer haben eben so wie die Griechen in ihrer dramatischen Dichtung an einem bestimmten Styl festgehalten. Bei uns Deutschen ist auch Das blos Tendenz geblieben, wozu noch kommt, daß bei uns das Publicum auch die ausländischen großen Dichter als Classiker betrachtet, die von Zeit zu Zeit wieder vorgeführt werden müssen. Für die allgemeine Bildung unsrer Schauspieler ist es vor der Hand zunächst nothwendig, daß sie sich in solchen Stücken bewegen lernen, wo die nur etwas veredelte Wirklichkeit des Lebens dargestellt wird, kurz, in dem Genre, welches man gewöhnlich mit dem Namen Conversationsstück bezeichnet. In diesem den richtigen Ton und die richtige Haltung zu treffen, können sie bei einiger Anlage und einiger Mühe erreichen. Hier müssen sie sich erst daran gewöhnen, auf ebener Erde mit Sicherheit und Anstand sich bewegen zu können, ehe sie sich auf das gefährliche Terrain des dramatischen Idealismus wagen. Wenn man die Bühne rein auf solche Werkeltagsleistungen einschränkte, so würde man dadurch allerdings die Kunst untergraben. Noch viel schlimmer für die Kunst aber ist es, wenn man die ideale Darstellung in das Niveau der Werkeltagsleistungen herabzieht.

Aus Leipzig. Die neueste Abstimmung unsrer Stadtverordneten-Versammlung, so wenig sie auch in Beziehung auf das unmittelbar praktische Resultat zu bedeuten hat, bietet doch so viel Eigenthümliches, und ist so charakteristisch für unsre Zustände im Allgemeinen, daß wir sie einer ausführlichen Besprechung vorbehalten müssen. Sie ist, wenn auch nur im Kleinen, ein Bild von dem Verhalten unsrer Opposition seit länger als einem Jahre, und, fürchten wir, das Bild von dem Verhalten derselben, wie es noch einige Jahre fortgehen wird. Nie möge eine allzu eifrige permanente sittliche Entrüstung daran erinnern, daß man seine Kräfte erst für sich erproben muß, ehe man sie dem Publicum zur Schau stellt.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG